

1

PROLOG



er Vater kehrte krank aus der Dunkelheit zurück, in die ihn sein Dienst als Ritter des Lichts geführt hatte. Unter seiner Rüstung hatte er keine Wunden, aber er stützte sich schwer auf die Schultern seiner Kameraden, die ihm in sein Gemach halfen. Dort warf er sich im Bett herum, presste sich die Hände auf die Schläfen und brüllte.

»Verrat! Oh, meine arme Seele!«

Er schluchzte, und schwarzes Blut lief ihm aus Mund und Nase.

Der Junge stand barfuß auf der Schwelle, klammerte sich an den Türrahmen. Niemand sprach mit ihm, um ihm zu erklären, dass sein Vater starb. Er wusste es auch so. Er verstand nur nicht, warum.

Heiler kamen und füllten die Burg mit tröstlichem Kräutergeruch. Dann traf ein Priester von Riandors Gnaden persönlich ein, um dem Vater die letzte Beichte abzunehmen.

Als der Vater den Diener Riandors in seinem weißgoldenen Ornat

sah, lachte er. Er hatte schon immer wenig gelacht, und solches Lachen hatte der Junge nie von ihm gehört: zittrig und hohl und erfüllt von derselben ausweglosen Schwärze, die seinen Körper und Verstand verzehrte. Ehe ihn einer seiner Kameraden oder der erschrockene Heiler daran hindern konnte, sprang er aus dem Bett und ergriff seinen Speer. Mit erhobenen Armen stellte sich ihm der Priester entgegen.

Der Speer der Familie von Rabensteyn wurde seit Generationen vom Vater an den Sohn überreicht. Seine Spitze aus schwarzrotem Avarin-Stahl war so scharf wie an dem Tag, als sie einst geschmiedet worden war. Die Waffe gehörte zu den kostbarsten im Reich, und der Vater pflegte sie nicht aus den Augen zu lassen, selbst wenn er nicht in den Kampf zog. Während er schlief, behielt er den Speer stets in Griffweite. Nun lehnte er am Kopfende seines Bettes gegen die Wand, verhüllt mit einem Tuch aus gefüttertem schwarzem Samt. Mit einer geübten Bewegung riss der Vater die Hülle herunter und schwang den Speer. Als er den rechten Arm des Priesters durchstach, schimmerte die schwarzrot geäderte Spitze feucht.

Da liefen die Diener voller Angst auseinander, die Kameraden des Vaters brachten den verwundeten Priester in Sicherheit, und der Heiler flüchtete in den Schrank. Der Vater aber beachtete sie nicht. Sein Blick richtete sich auf den Jungen, der gelähmt vor Schreck in der Tür stand. Von jeher waren seine Augen schwarz wie Rabenfedern, doch nun lag eine tiefere Schwärze darin. Dunkle Flecken, die Moos glichen, wucherten auf seinen Schläfen.

»Du bist es, mein Sohn – komm her.«

Der Junge wich zurück.

»Mein Erbe. Du verdienst es, die Wahrheit zu wissen. Rasch, bevor ich sie dir nicht mehr erzählen kann.«

Der Junge schüttelte hilflos den Kopf. *Vater*, wollte er rufen, doch zugleich wusste er, dass dieser Mann nicht länger sein Vater war, und sein Mund blieb stumm.

Auf seinen blutigen Speer gestützt, begann der Vater zu sprechen. Wirre Worte, ein Strom von Dunkelheit. Nichts davon ergab Sinn. »Begreifst du«, fragte er immer wieder, »warum es sein muss?« Doch zuletzt legte sich etwas wie Frieden über sein aufgewühltes Gesicht – wie die Samthülle, wenn sie die Speerspitze umschloss.

»Zeit, ein Ende zu machen. Dich trifft keine Schuld, abgesehen davon, dass du mein Sohn bist. Ich werde dich davor schützen, so zu werden wie ich. Das ist das Letzte, was ich tun kann.«

Im ersten Moment verstand der Junge nicht, was der Vater meinte. Dann fuhr die Speerspitze unvermittelt auf ihn zu. Später wusste er nicht mehr, ob er geschrien hatte. Er musste gerannt sein, denn das Nächste, woran er sich erinnerte: Er war in eine der Fensternischen auf halber Höhe des Großen Saals geklettert und presste den Rücken an das kalte Metall der Streben. Seine Knie waren aufgeschrammt. Unter der Nische stand sein Vater und stieß mit dem Speer hinein. Die Spitze streifte die Schulter des Jungen und fuhr neben ihm an die Wand. So viel Kraft lag in dem Angriff, dass ein Stück des Avarin-Stahls mit hellem, durchdringendem Klirren absplitterte und in die Nische sprang. Lautlos zog sich der Vater zwei, drei Schritte zurück, um erneut anzugreifen, und der Junge sah sein Gesicht. Es war das Gesicht eines Mannes, der einen Blick auf etwas geworfen hatte, das finsterer war als die Umarmung der Nachtmutter. Eines Mannes, der aufgehört hatte, sein Vater zu sein.

In diesem Moment stürmten die Kameraden des Vaters, die anderen Ritter des Lichts, herbei. Gemeinsam warfen sie sich auf ihn, drückten ihn zu Boden und wanden ihm den Speer aus den Händen. Als sie von ihm abließen, weinte er und ließ sich ohne Widerstand davonführen.

Einer der Ritter, ein hagerer, grauer Mann, der an einen verwitterten Baum erinnerte, sah den Jungen in der Nische hocken und streckte ihm die Hand hin. »Komm. Ich helfe dir runter.«

Doch der Junge schüttelte nur stumm den Kopf. Er konnte sich nicht rühren. Er blieb in der Fensternische kauern, während Blut seinen Arm hinab rann und sein Körper allmählich auskühlte. In seiner Handfläche lag der glitzernde Splitter der Speerspitze, schwarzrot wie die Augen des Vaters. Die Zeit verschwamm. Irgendwann kehrte der graue Ritter zurück. Er zog den fiebernden Jungen aus seinem Versteck und trug ihn in seine Kammer.

Da war der Vater bereits tot.

DAS GRÜNE BAND

Dreizehn Jahre später

ie Tür öffnete sich. Steyn wirbelte herum, den Speer in der Hand. Mit äußerster Präzision beschrieb die Spitze einen Bogen silbriger Schwärze und stoppte einen Fingerbreit vor der Kehle der Frau, die über die Schwelle trat. Der Schaft verharrte genau parallel zum Boden. Solche Details waren wichtig. Keine Einzelheit durfte dem Zufall überlassen werden. Wo ein Krieger nicht die vollkommene Kontrolle über seine Waffe besaß, drohten Chaos und Wahnsinn.

»He, du Spinner, ganz ruhig! Ich bin's, Bria.«

Zum Glück kannte Brianag ihn und seine Anwendungen wie niemand sonst. Schließlich war sie von Jugend an seine Partnerin für Kampfübungen gewesen. In derselben fließenden Bewegung zog Steyn die Waffe zurück. Als er den Speer abstellte, bildete der Schaft

eine parallele Linie zu seinem Körper. Er gestattete sich ein winziges, selbstgefälliges Grinsen.

»Bist du bereit?«, fragte Brianag. »Ehrlich gesagt bin ich erstaunt, dich noch immer hier zu finden. Du solltest längst auf dem Kampfplatz sein.«

»Das Los hat entschieden, dass ich als Letzter in der ersten Runde antrete. Mir bleibt also etwas Zeit. Ich beobachte die Kämpfe lieber von hier aus, mit besserem Überblick.«

Jetzt lachte Brianag. »Es sieht dir ähnlich, das zu sagen.« Sie wies zum Fenster. »Was hältst du von den Kämpfern? Wer ist heute der Favorit?«

»Ich.«

»Von dir selbst überzeugt bist du wohl überhaupt nicht.«

»Die meisten Gegner sind keine Herausforderung für mich. Mir genügen ein paar Blicke, um zu wissen, wer es in die nächste Runde schafft.«

»Deine Gabe der Hellsicht möchte ich haben.«

»Das hat nichts mit Hellsicht zu tun. Schau selbst hin, beobachte ihre Bewegungsabläufe, und du wirst erkennen, wovon ich spreche.«

Brianag trat neben ihn ans Fenster des Turmzimmers, das ihm der König während seines Aufenthalts am Hof zur Verfügung gestellt hatte. In der tief stehenden Sonne leuchtete ihr kurzes, rotbraunes Haar. Unter ihnen war der Festplatz schwarz von Menschen. Wie sie da saßen, dicht an dicht gedrängt, ließen sie Steyn an Aasfliegen auf einem Kadaver denken. Ihre schwirrenden Stimmen drangen bis zum Turm hinauf. Der König nahm einen Platz auf der Tribüne ein. Aus der Ferne schien er nur aus beißendem Goldglanz zu bestehen. Die Königin an seiner Seite schimmerte hellgrün und silbrig wie eine Weide im Frühjahr. Steyn richtete den Blick auf die Sandfläche im Zentrum, wo die Kämpfer aufeinandertrafen. Dieses Turnier führte zwar die Besten der Besten zusammen, aber selbst zwischen ihnen waren die Unterschiede groß, was Stärke und Geschick im Umgang mit der Waffe betraf. Die jungen Krieger, die jetzt dort unten ihre Schwerter gegeneinander hoben, würden im Kampf gegen einen Ritter des Lichts kaum einige Lidschläge lang bestehen.

»Achte auf den linken«, sagte Steyn, »er verfügt über drei Kombinationen von Angriffshieben. Sein Gegner hätte das längst erkennen müssen. Er bräuchte nur auszuweichen und angreifen, während der Kontrahent nach einer Reihe schwerer Schläge Kraft sammelt. Doch das hat er nicht begriffen. Er wird bald erschöpft aufgeben, und dem

anderen wird seine Einseitigkeit im nächsten Kampf zum Verhängnis werden.«

Brianag seufzte. »Es gibt wohl doch einen Grund, wieso du hier mit Waffe und Rüstung stehst und ich nicht. Aber ich weiß, meine Fähigkeiten würden nicht ausreichen, um Ritter des Lichts zu werden. Ich kann froh sein, dass mich der König zur Gardistin ernannt hat.« Sie wandte sich zu Steyn um und lächelte. »Egal. Jetzt bin ich hier, um dich zu unterstützen.«

Er nickte ihr zu, gedankenverloren. »Ich wüsste gern, wo Gahmur von Wolfsbach steckt. Er ist einer der besten Schwertkämpfer, die ich kenne. Aber bislang ist er nicht angetreten. Ist er verletzt? Hast du etwas gehört?«

»Oh, das ist eine hässliche Geschichte. Angeblich wurde er mit seinem Knappen im Stroh erwischt, und deshalb ...« Brianag vollführte eine vage Geste. »... hat ihn Seine Hoheit ausgeladen. Du weißt ja, wie die Leute reden, vor allem die Kleriker. Eine Schande in Riandors Augen und so weiter. Vergiftet die Seele und macht die Dunkelheit noch dunkler. Das ist sicher abergläubisches Geschwätz, bloß ...«

»Ich verstehe«, sagte Steyn. »Bedauerlich. Ich hätte mich gern mit Gahmur gemessen. Er wäre ein würdiger Gegner gewesen.« Er schwieg einen Moment. »Ich mag den meisten Kontrahenten überlegen sein, trotzdem darf ich mir keine Unachtsamkeit erlauben. Heute werden die nächsten Kandidaten für den Orden des Lichts ausgewählt. Nur die Ritter des Lichts dringen tief genug in die Dunkelheit vor, um sie nicht nur zu bekämpfen, sondern auch zu erforschen. Ich muss dieses Turnier gewinnen und einer von ihnen werden. Das ist meine einzige Möglichkeit, herauszufinden, warum mein Vater damals ...« Er verstummte. Nach all den Jahren waren die Erinnerung und das Entsetzen immer noch lebendig. Bis heute fiel es ihm schwer, Worte für die Schwärze zu finden, die den Geist seines Vaters am Ende erfüllt und ihm das Leben gestohlen hatte.

Brianags Blick wanderte über das aufgeschlagene Buch auf dem Tisch, über Steyns penibel geordnete Notizen, die Schreibfeder, die er säuberlich parallel zur Tischkante auf dem hölzernen Halter abgelegt hatte. »Deine Studien über das Übel ... du hast sie sogar hier fortgesetzt?«

»Ja. Aber sie sind wertlos, solange ich nicht selbst in die Dunkelheit aufbrechen und mehr herausfinden kann.« Seine Hand ballte

sich zur Faust. »Wenn ich dieses Turnier gewinne, ist es schon bald soweit. Ich darf nur keinen Fehler machen.«

»Setz dich nicht so unter Druck, Steyn.«

»Du hast gut reden. Das ist meine einzige Gelegenheit. Ich werde auf keinen Fall versagen.«

»Dann lass mich deine Rüstung überprüfen«, sagte Brianag. »Ich will nicht, dass du verletzt wirst.«

Steyn nickte knapp. Brianags Eltern, Freunde der Familie, hatten ihn nach dem Tod seines Vaters zu sich geholt und sich um seine Ausbildung gekümmert. So waren sie gemeinsam aufgewachsen wie Geschwister. Niemand anderem hätte er gestattet, ihm so nahe zu kommen.

Er trug nicht die schwarzsilberne Familienrüstung. Für das Turnier hatte er eine Variante aus einer Kombination von dünnen Metallplatten, gehärtetem Leinen und Leder gewählt, die ihm mehr Bewegungsfreiraum ließ. Neben der hohen Reichweite, die ihm der Speer verlieh, gehörte Gewandtheit zu seinen größten Stärken im Kampf. Gegen das Übel und die Monstren, die es gebar, mochte ein dicker Panzer hilfreich sein. Bei menschlichen Gegnern war Steyn die leichte Rüstung eine größere Hilfe. Brianag überprüfte den Sitz jeder einzelnen Schnalle, bevor sie ihm den Helm reichte.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er. »Auch keine Flecken oder Kratzer?«

»Strahlend wie der junge Riandor. Fehlt nur, dass dein Speer brennt.« Sie grinste. »Was hast du eigentlich mit deinem Bart gemacht?«

»Ich konnte den Barbier des Königs überzeugen, sich etwas Zeit zu nehmen.«

»Du siehst tadellos aus, wie immer.«

»Bei öffentlichen Anlässen ist eine einwandfreie Erscheinung geboten.«

»Als ob du dafür viel tun müsstest.« Brianag half ihm, den Helm aufzusetzen und das Kinnband festzuschnüren. Wegen seiner Handschuhe fiel ihm das schwer. »Da fällt mir ein, ich habe da was für dich.« Aus dem Ärmel ihrer Tunika zog sie ein grünes Seidenband. »Binde das an deinen Speer.«

»Nein. Das ist albern.«

»Wenn du attackierst, wird das Band den Schwung des Speers in der Luft nachzeichnen. Es ist eine Freude für die Augen. Nur eine Spielerei,

aber eine schöne.« Brianags Lächeln wurde breiter. »Die Königin selbst hat mich beauftragt, es dir zu geben.«

»Die Königin?« Steyn zog die Brauen zusammen. »Warum?«

»Es scheint, dass sie große Stücke auf dich hält.«

»Dann sollte ich es wohl doch tragen.«

Widerwillig sah Steyn zu, wie Brianag das Seidenband unterhalb der Speerspitze festknotete. »Es wird im Kampf bald abgetrennt werden.«

»Dann pass gut darauf auf und gib es Ihrer Hoheit unbeschädigt zurück.«

Steyn warf einen letzten prüfenden Blick aus dem Fenster. Der rechte Kämpfer war erschöpft auf die Knie gesackt, wie Steyn es vorhergesagt hatte, und sein Gegner richtete die Klinge auf seinen Hals. Gleich darauf trat der Schiedsrichter in seinem roten Umhang zwischen beide und verkündete den Sieger. Der ferne Jubel der Zuschauer klang, als würden Getreidekörner auf einen Tisch prasseln.

»Besser, ich bringe es hinter mich. Lass uns hinuntergehen.«

Plötzlich erhob sich Geschrei vor dem Fenster, wilder und kehliger als eben noch. Der nächste Kampf, kein Zweifel. Steyn hatte sich bereits abgewandt, doch Brianag warf einen Blick hinaus und winkte ihn aufgeregt herbei. »Komm her – das musst du dir ansehen! Es ist der Gerber.«

»Der Gerber?«

»Der Ochsenritter. Seine Gnaden vom gefleckten Kuhfell.«

Nun dämmerte ihm, was sie meinte. Seit Tagen gab es Gerüchte, dass ein Mann aus dem einfachen Volk am Turnier teilnehmen würde. Angeblich der Sohn einer Gerberin, der aus irgendeinem Grund von einem abtrünnigen Ritter im Gebrauch der Waffe unterwiesen worden war.

»Das ist doch Unsinn«, sagte Steyn. »Der König würde niemals zulassen, dass ein Gemeingeborener mit den Edlen des Landes die Waffen kreuzt.«

»Du hast ihn nicht kämpfen gesehen. Dann wüsstest du, warum.«

»Aber du?«

»Er hat Mawick, einem meiner Kameraden, das Bein zertrümmert, und er kann froh sein, dass es nicht sein Schädel war. Mawick sagte, der Gerber solle erst einmal gegen ihn antreten, bevor er sich mit der Elite des Königreichs messe. Da wurde der Kerl wütend.« Brianags Augen verengten sich, während sie aus dem Fenster sah. »Ich habe noch nie gesehen, wie jemand so in Raserei geriet. Es war beängstigend.«

»Mawick ist ein selbstgefälliger Narr.«

»Aber kein so übler Kämpfer. Steyn, dieser Gerber ist ein Orkan. Sei vorsichtig, falls er dir als Gegner zugelost wird. Der fegt sogar dich weg.«

Gegen seinen Willen erwachte Neugier in Steyn, und er spähte hinab. Doch er konnte kaum etwas erkennen, so stark wölkten Staub und Sand vom Kampfplatz auf. Nur das heftige Scheppern und Klirren, mit dem eine schwere Waffe auf einen Schild traf, das Keuchen der Kämpfer und die aufgeregten Rufe der Zuschauer waren zu hören.

»Der Sohn einer Gerberin? Abgezogene Häute und stinkende ... Flüssigkeit?« Steyns Lippen kräuselten sich angewidert. »Wenn er einen interessanten Kampf bieten kann, soll er mir willkommen sein, wer oder was immer er sein mag. Aber ich werde auf keinen Fall zulassen, dass er mich besiegt.«

»Das will ich hoffen. Sei vorsichtig und hüte dich vor dem gefleckten Kuhfell, Steyn.«

Die Frauen kreischten, sobald sie Steyn sahen. Sowohl die Hofdamen in ihren Kleidern aus buntem Samt als auch die Bürgerinnen und die ... was immer sie waren. Wer hatte solches Gesindel in fleckiger Kleidung überhaupt zum königlichen Turnier zugelassen?

Wenn er sich durch die Menge bewegte, war Steyn stets dankbar, Brianag an seiner Seite zu haben. Lärm umgab ihn, klebrige Blicke, aufgerissene Münder, die seinen Namen schrien – und nicht nur das, auch die peinlichen, blumigen Bezeichnungen, die sie für ihn erfunden hatten. Hände streckten sich nach ihm aus und streiften seine Rüstung. Manche adlige Frauen rissen sich sogar die Schleier herunter und warfen sie von der Tribüne aus in seine Richtung. Die wenigsten erreichten ihn, und einige fing Brianag ab. Hin und wieder landete aber ein hauchzartes Tuch, das nach Blüten oder Dunklerem duftete, auf seiner Schulter, seinem Helm und blieb an ihm haften wie Spinnweben.

Es war nicht sein erstes Turnier am Königshof. Oft hatte er sich beweisen müssen, um es bis zum Anwärter für den Orden des Lichts zu bringen. Zu Anfang hatte ihn niemand beachtet. Jetzt schien – der unbeabsichtigte Nebeneffekt seines Kampferfolgs – seine bloße Anwesenheit auszureichen, damit Frauen augenblicklich den Verstand verloren. Er konnte es sich nicht erklären, und neben der Unsicherheit erfüllte es ihn mit Abscheu. Bemühten die sich nicht einmal darum, die Kontrolle zu bewahren?

Steyn beobachtete Gesichter stets genau. Er wusste, wie es aussah, wenn etwas darin kippte, wenn die Menschen einen Teil von sich zurückließen und das freigaben, was unter der Hülle aus Selbstbeherrschung lag. Er hatte es im Gesicht seines Vaters gesehen, damals. Seitdem erkannte er es überall wieder, so wie jetzt, in den Augen dieser Frauen. Natürlich hatte er sie niemals ermutigt, im Gegenteil, er hatte sie auf Abstand gehalten. Aber das schien ihr Interesse umso mehr anzuheizen. Brianag berichtete ihm regelmäßig neue Gerüchte, die sie über ihn und seine Vergangenheit spannen. Offenbar hielten sie ihn für eine einsame Seele, die den tragischen Tod des Vaters nie verwunden hatte. Laut Brianag behaupteten sie, durch all das sei sein Herz zu ›Steyn‹ erstarrt, aber die Macht der Liebe könne es wieder zum Schlagen bringen. Was für ein anmaßender und sentimentaler Unsinn.

Wenigstens Brianags gelassene Miene beruhigte ihn.

Es war ein heller Tag, sodass es erst jetzt, nach der Mittagsstunde, dämmerte und die satten Farben des Hofes und des Adels noch immer leuchteten. Seitdem sich die Dunkelheit im Königreich ausbreitete, begann die Dämmerung stets um die Mittagszeit. Staubfahnen zogen aus der aufgewühlten Sandfläche in den Himmel. Steyn drängte sich durch die verschwitzte Menge, die sich vor und hinter ihm zusammenballte und ihm den Weg versperrte. Es ging nur Schritt für Schritt vorwärts. Mehrfach hielt sogar jemand das grüne Band fest, das von seinem Speer wehte. Brianag scheuchte die Leute auseinander.

»Macht Platz für den Ritter von Rabensteyn!«

An sich hätte er Situationen wie diese gerne vermieden, aber ihm blieb keine Wahl. Endlich gab ihn die Menge frei, und er stand vor dem Podest des Königs. Während sich Brianag zurückzog – ihr Rang gestattete ihr nicht, sich dem Königspaar so weit zu nähern – kniete Steyn nieder und senkte den Kopf.

Über ihm thronte König Rian. Er trug ein Diadem aus Gold in der Farbe seines Haares, und die Locken fielen ihm offen auf die Schultern. Die sinkende Sonne, Riandors Auge, beleuchtete sein Gesicht, sodass Steyn seine Züge nicht erkennen konnte. Alles war strahlender Goldglanz. Sein Anblick erinnerte Steyn an die uralte Sage von den Kindern der Sonne, die ihm sein Vater vorgelesen hatte, als er noch klein gewesen war. Die Königin neben ihm hatte sich in einen Schleier gehüllt. Darunter zeichnete sich nur vage die Form von Nase, Kinn und Wangen ab. Auf ihrem langen, grünen Kleid rankten sich Zweige mit rauchfarbenen Blättern.

Ihre Hand ruhte in der des Königs, reglose weiße Finger wie die einer marmornen Statue. In der Öffentlichkeit legte sie den Schleier niemals ab, da der Anblick ihres Gesichts Seiner Hoheit vorbehalten war. Wegen ihrer legendären Heilkräfte galt sie als Tochter der ewig jungen Göttin, der Frühlingsgrünen Escha. Steyn gab nichts auf solche Gerüchte. Warum sollte sich die Tochter einer Gottheit herablassen, ihm ihr Band zu senden?

Eben endete die Kampfrunde. Der Schiedsrichter rief den Sieger aus: »Gavin der Gerber!«, und die Menge wiederholte es mit Begeisterung.

Der Gerber hatte tatsächlich gesiegt? Über einen Anwärter für den Orden der Lichtritter? Steyn wünschte nun, er hätte diesem Gegner mehr Beachtung geschenkt. Doch jetzt war es zu spät. Als es still wurde, fühlte Steyn, wie sich die Aufmerksamkeit des Königs auf ihn richtete. Es war eine seltsame Empfindung – als würde sich Sonnenlicht unter Glas bündeln und seinen sengenden Strahl direkt auf seine Stirn lenken. Er hielt den Atem an und rührte sich nicht.

»Willkommen, Ritter von Rabensteyn.« Die Stimme des Königs war leise, doch sie schien den gesamten Platz zu erfüllen. »Euer Vater diente dem Licht. So groß waren sein Mut und seine Treue, dass er die Finsternis nicht fürchtete und das eigene Leben gering achtete. Ihr seid hier, weil Ihr Euch entschieden habt, seinem Beispiel zu folgen.« In der Stimme des Königs lag ein Lächeln. »Es wärmt Uns das Herz, wenn Wir den vertrauten Speer wiedersehen, der so oft Unsere Halle geziert hat. Junger Ritter, in zahlreichen Wettkämpfen habt Ihr Euch Ansehen verdient. Ihr habt gezeigt, dass Ihr über dasselbe Kampfgeschick verfügt wie Euer Vater. Heute habt Ihr Gelegenheit, Euch erneut zu beweisen. Wir wünschen Euch Glück.«

Der feurige Schmerz auf seiner Stirn verschwand. Langsam richtete sich Steyn auf. Er schwieg, denn nur Männern und Frauen des Hofes von höchstem Rang gestattete es das Protokoll während des Turniers, das Wort an Seine Hoheit zu richten. So zog er sich nur stumm zurück.

Der erste Gegner, den ihm das Los bestimmt hatte, wartete schon auf dem Kampfplatz. Steyn erkannte ihn auf Anhieb: Liron von der Aue, Zweihänder und ein Wappen voller gelbroter Blüten. Gelbrot auch der Umhang, der von seinen Schultern wehte. Liron war leidlich fähig im Umgang mit der Waffe, sodass sich Steyn nicht wunderte, ihn hier zu treffen. Dennoch würde er ihm keine Herausforderung bieten. Und das war gut so, denn um in diesem Turnier zu siegen, hieß es, mehrere Kämpfe zu bestehen, bei denen die Gewinner der jeweils vorigen Runde

gegeneinander antraten. Der Beginn mochte leicht sein, doch Steyn wusste, er musste die einzelnen Gefechte kurz halten, um seine Kraft nicht zu verschwenden.

Bevor er den Platz betrat, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er blickte sich um und sah Brianags Lächeln.

»Pass auf dich auf.«

Gleich darauf stand Steyn vor dem Gegner. Das grüne Band wehte von seinem Speer, und rötlich glänzte Sonnenlicht auf der Spitze. Nachdem vor so vielen Jahren ein Stück abgesplittert war, hatte Steyn selbst die Waffe immer wieder geschliffen, bis sie ebenso scharf war wie vor dem Tod seines Vaters. Nur eine leichte Schräge war zurückgeblieben, eine winzige Unebenheit, der Makel derer von Rabensteyn.

Mit lauter Stimme verkündete der Schiedsrichter die Namen der Kämpfenden: »Die Ritter von Rabensteyn und von der Aue!«

Stürmischer Applaus.

Sie grüßten einander mit erhobener Waffe. Ein Helm mit dünnem Augenschlitz verbarg Lirons Gesicht. Seine schwere Rüstung würde dem Speer Widerstand bieten. Doch ihr Schwachpunkt lag unter den Armen, und er würde sich zeigen, sobald Liron sein Schwert zum Angriff hob. Steyn fragte sich, wie er die Schwachstelle ausnutzen sollte, ohne den Mann zu verletzen oder gar zu töten. Denn das wollte er auf keinen Fall. Ohnehin waren diese Wettkämpfe, obgleich sie mit scharfen Waffen geführt wurden, nicht dafür gedacht, dass sich die Kontrahenten gegenseitig niedermetzelten. Dazu gab es zu wenige Ritter und zu viel Dunkelheit im Königreich.

Der Schiedsrichter senkte die Fahne. Der Kampf begann, als Liron vorwärts stürmte und den Zweihänder im Bogen schwang. Zwei Schläge, links, rechts, und ein weiterer Hieb von oben. Steyn wich aus, ohne dass ihn nur der Luftzug des Angriffs streifte.

»Flieg, Rabe!«, schrie die Menge. Steyn wünschte, er hätte es nicht gehört. Fliegender Rabe, so nannten sie ihn; je nach Laune auch Tänzer oder Nachtspeer. Schwer zu entscheiden, welchen Namen er am peinlichsten fand. So gut es ging, verschloss er die Ohren vor dem Lärm. Er musste sich konzentrieren.

Lirons Attacke hatte ihm gezeigt, dass er richtig vermutet hatte: Als der Mann die Arme zum Angriff hochriss, wurde unter seiner Achsel eine Lücke zwischen Brustpanzer und Armschutz sichtbar, in der nur gepolsterter Stoff zu erkennen war. In einer regulären Schlacht hätte

das Vorgehen geläutet: Den Beginn der Attacke abwarten, zur Seite springen und den Speer in die Lücke stoßen, ehe Liron den ersten Hieb zu Ende geführt hatte. Ein tödliches Manöver, denn der Speer würde die Lunge durchbohren. Doch alles in Steyn sträubte sich dagegen, den Mann zu töten, nur weil sich die Gelegenheit bot. Stattdessen wich er dessen Schlägen mit Leichtigkeit aus, tänzelte um Liron herum, der seiner Bewegung nicht so rasch folgen konnte, und versetzte ihm präzise Stöße von der Seite und in den Rücken, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Dass er die leichte Rüstung gewählt hatte, machte sich jetzt bezahlt. Liron taumelte und wich zurück, langsam, aber stetig.

Nach dem letzten Kampf war der Platz notdürftig geharkt worden. Unter der Oberfläche zeichneten sich dunkle, feuchte Flecken ab, wo der Sand zusammengeklumpt war: Blutlachen. Liron trat auf einen der Flecken, die Steyn sorgfältig vermieden hatte. Mit einem erschrockenen Keuchen rutschte er aus und landete dröhnend auf der Kehrseite. Wie ein Käfer, der auf den Rücken gefallen war, versuchte er vergeblich, wieder auf die Füße zu kommen.

Schallendes Gelächter. Steyn hob den Speer, um den Kampf zu beenden, dann zögerte er. Es war nicht angemessen, einen Gegner zu besiegen, der durch eine kurze Unachtsamkeit, kaum mehr als ein Zufall, am Boden lag. Er streckte Liron die Hand hin, um ihm aufzuhelfen, und das Lachen verwandelte sich in Applaus.

Steyn sah, wie sich die Augen seines Gegners hinter dem Schlitz vor Erstaunen weiteten. Liron zögerte kurz, dann griff er zu, ein kräftiger Ruck – und er stand aufrecht, sandgepudert.

Sie begannen das Gefecht von Neuem, und Steyn setzte seine Taktik fort. Immer wieder strauchelte Liron unter seinen gezielten Speerstößen. Steyn hörte sein mühsames Atmen. Das Murren des Publikums verriet aufkommende Ungeduld. Sie wollten einen richtigen Kampf sehen, keine Wespenstiche. Aber diesen Gefallen konnte er ihnen nicht tun. Er musste nur gewinnen, und das war leicht; nicht nötig, dass sein Gegner schwerer verletzt wurde.

Ein Stoß zwischen die Beine, und Liron landete erneut im Sand, auf der Seite diesmal. Ein erbittertes Ächzen drang unter seinem Helm hervor. Darauf hatte Steyn gewartet. Im nächsten Moment stand er vor ihm und richtete den Speer symbolisch auf den Augenschlitz. Jetzt war der Sieg verdient.

Durch das Publikum lief ein enttäuschtes Stöhnen. Steyn verstand

ihre Unzufriedenheit. Dieser Widersacher war kaum seiner Aufmerksamkeit wert gewesen.

Er senkte den Speer und hielt Liron noch einmal die Hand hin, um ihm auf die Füße zu helfen. Doch diesmal machte sein Gegner keine Anstalten, sie zu nehmen. »War das nötig, Rabensteyn?«, zischte er stattdessen. »Ich wusste, das Schicksal meinte es nicht gut mit mir, als Ihr mir zugelost wurdet. Aber musstet Ihr mich öffentlich blamieren?«

Der Schiedsrichter erhob sich und kam auf sie zu. Steyn ließ die ausgestreckte Rechte sinken und wandte sich mit einem Achselzucken von Liron ab. Immerhin würde er die nächste Runde im Vollbesitz seiner Kraft beginnen.

Noch hatte der Schiedsrichter das Zentrum des Kampfplatzes nicht erreicht, da hörte Steyn, wie sich Lirons schweres Atmen in ein grimmiges Knurren verwandelte, wie er sich keuchend und mit klirrender Rüstung emporkämpfte. Im gleichen Augenblick wurde ihm sein Fehler bewusst. Er an Lirons Stelle hätte die Überlegenheit des Kontrahenten anerkannt und sich geschlagen gegeben, wie es Ehre und Würde geboten. Doch er hätte nicht von sich auf andere schließen dürfen. Warum hatte er nicht gewartet, bis der Gegner die Hand hob als Zeichen, dass er besiegt war?

Sofort wirbelte er herum, doch diesmal hatte er zu langsam reagiert. Ihm blieb nur, Lirons wuchtigen Hieben auszuweichen. Die Schreie der Zuschauer, die offenbar von der plötzlichen Wendung so überrascht waren wie er selbst, gellten in seinen Ohren.

Zwei, drei weitere Schwertschläge – mit jedem klangen die Rufe der Menge aufgebracht – und Steyn gelangte an den Rand des Kampfplatzes. Noch ein Schwerthieb, und sein Fuß tauchte in den wassergefüllten Graben, der den Platz begrenzte. Er warf sich zur Seite, sodass Lirons Schwert nur Gras und Sand traf.

Wollte der Schiedsrichter nicht eingreifen? Der Sieger hatte bereits festgestanden! Doch ein rascher Blick verriet Steyn, dass sich der Mann wieder gesetzt hatte.

Liron rang hörbar nach Luft. Lange würde er diese Angriffsfolgen nicht mehr durchhalten. Trotz des taktischen Nachteils hatte Steyn seine Bewegungsabläufe studiert. Nach einer Folge von Hieben hielt Liron einen Moment inne, um zu Atem zu kommen und erneut anzugreifen. Dieses Zeitfenster musste er nutzen – sofort, sonst würde er ein Bad im Graben nehmen.

Erneut sauste Lirons Klinge an ihm vorbei einmal, zweimal, dreimal. Diesmal trennte sie ein Stück des grünen Bandes ab, das den Speer umflatterte. Es wehte geradewegs auf die Tribüne. Das Kreischen schwoll an und biss in Steyns Ohren. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sich von allen Seiten weiße Arme nach dem Stoffetzen ausstreckten, daran rissen, darum kämpften. Die Gesichter der Frauen schienen nur aus aufgerissenen Mündern zu bestehen.

Ein plötzlicher Ruck traf seine linke Schulter. Er taumelte. Sein Körper reagierte von allein, wich zurück, und unvermittelt stand sein Bein bis zum Knie im Wasser. Unter der Sohle des Stiefels nachgiebiger Schlick. Steyns Schulter war taub, der Arm ließ sich nur mit Mühe heben. Die Klinge des Gegners musste ihn gestreift haben, als er einen Lidschlag lang abgelenkt gewesen war. Er konnte sich glücklich schätzen, dass Liron ihm den Arm nicht abgetrennt hatte.

Die Geräusche aus dem Publikum erinnerten an ein Stöhnen. Steyn durfte nicht noch mehr Zeit verlieren. Er stieß sich mithilfe des Speerschaftes ab, so gut es auf dem schlüpfrigen Untergrund möglich war, sprang und landete neben dem Gegner. Wie zuvor zog sich Liron nach der Attacke einen halben Schritt zurück. Steyn meinte, seine Augen im Schatten des Helms im Triumph aufblitzen zu sehen.

Er machte einen Satz nach vorn und stieß Liron den Speer heftig gegen den linken Knöchel. Ein erschrockener Aufschrei – und der Ritter von der Aue stolperte, stürzte und landete wieder rücklings im Sand. Seine Rüstung dröhnte. Erneut richtete Steyn die Speerspitze auf den Augenschlitz.

Sein Gegner hatte nicht einmal im Sturz den Zweihänder losgelassen. Doch jetzt löste er die Rechte vom Griff und streckte sie mit geöffneter Handfläche empor: das Signal, dass er verloren hatte.

Der Jubel schwoll so an, dass der Boden unter Steyn zitterte. Oder waren es seine Knie, seine Hände? Die Linke fühlte sich ähnlich taub an wie die Schulter – nein, die war nicht mehr taub, sie schmerzte. Jetzt bemerkte er die Delle in der Metallplatte. Darunter färbte Blut das helle Leinenhemd und floss warm seinen Arm hinab.

Auf keinen Fall durfte er sich diese Schwäche anmerken lassen. Zum dritten Mal streckte er Liron die rechte Hand hin. Die Geste löste neben Applaus inzwischen Lachsalven im Publikum aus, nur Liron ignorierte sie. Stattdessen versuchte er sich aus eigener Kraft hochzustemmen, aber das getroffene Bein knickte unter ihm weg.

Die Zuschauer piffen ihn aus.

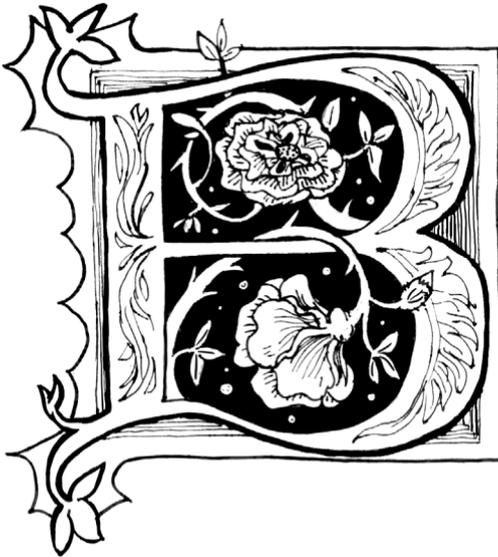
»Es reicht, Rabensteyn! Wie oft wollt Ihr mich noch demütigen?«

»Ich habe Euch am Leben gelassen«, sagte Steyn. Er empfand Ärger, aber er beherrschte sich. Es war eines Ritters unwürdig, solch niederen Gefühlen nachzugeben. »Überprüft lieber Eure Rüstung. Sie ist eine Einladung an Speere, vor allem unter den Armen. Und wenn Ihr schon dabei seid, überprüft auch Eure Einstellung. Sie hat es nötiger. Ihr *wart* besiegt. Das hättet Ihr anerkennen müssen.«

Der Schiedsrichter trat zwischen sie. Von ihm und seiner Assistentin ließ sich Liron nun doch auf die Füße helfen. Steyn wartete nicht einmal ab, bis sein Name ausgerufen wurde. Er wandte sich um und verließ den Kampfplatz, um Brianag zu suchen.

Hinter ihm tobte die Tribüne.

DIE EHRE EINES RITTERS



rianag fand ihn, bevor er sie im Gedränge überhaupt bemerkt hatte. Sie breitete einen Umhang um seine Schultern und führte ihn in eins der Zelte, wo die Verwundeten behandelt wurden. Hier waren sie vor den Blicken der Menge geschützt.

Gedämpfte Gespräche und unterdrücktes Ächzen. Auf den meisten Pritschen lagen Verletzte, um die sich Heiler sowie Helfer in der grünen Kleidung von Escha-Akolythen kümmerten, denn die Frühlingsgrüne Escha war auch die Patronin der Heilkundigen. Blutungen wurden gestillt und Schnitte genäht. In der Luft lag der kribbelnd-würzige Geruch von Kräutern und Salbe.

Zum Glück war Liron in ein anderes Zelt gebracht worden.

Steyn ließ sich auf eine Bank fallen und leerte den Becher Wasser, den Brianag ihm reichte. Der Kampf hatte nicht lange gedauert, doch er spürte deutlich die Auswirkungen der Anspannung und der Verletzung.

Der Schmerz hatte sich zu einem pulsierenden Pochen gesteigert, dessen Rhythmus irgendwo zwischen Schläfen und Stirn in seinem Schädel widerhallte.

»Es tut mir leid«, sagte Brianag.

Er blinzelte. Ihr Gesicht war dicht vor seinem. Sie biss sich zerknirscht auf die Unterlippe. »Du meinst das Band?«

»Ja. Diese Spielerei hätte dich fast den Sieg gekostet.«

Und den Arm. Steyn zwang sich zu einem Lächeln. »Das war nicht das größte Problem.«

»Stimmt. Du hättest nicht darauf vertrauen dürfen, dass der Gegner genauso ehrenhaft handelt wie du.«

»Warum ist der Schiedsrichter nicht eingeschritten?«

»Liron hatte sich noch nicht ergeben. Du hast ihn ziemlich dumm aussehen lassen. Das konnte er wohl nicht ertragen. Und du hattest es etwas zu eilig, den Kampf zu beenden.«

Steyn schüttelte nur den Kopf. Lirons Verhalten verunsicherte ihn mehr als die Wunde. »Ich hatte ihn besiegt.«

»Er ist es nicht wert, noch einen Gedanken an ihn zu verschwenden, Steyn. Jetzt halt still.«

Routiniert löste Brianag seinen zerbeulten Schulterenschutz, legte ihn auf die Bank neben ihn, zerschnitt sein Hemd und wischte das Blut ab.

»Wie sieht es aus?«, presste Steyn zwischen den Zähnen hervor. Erst jetzt wurde ihm bewusst, in was für eine ungünstige Lage er geraten war. Im ersten Kampf verwundet, und das von einem unterlegenen Gegner! Dabei musste er noch weitere Runden bestehen.

»Die Wunde ist nicht tief. Die Klinge hat die Rüstung nur gestreift, und die Verletzung stammt wohl von dem verbogenen Metall. Kannst du den Arm bewegen? Die Hand?«

»Ja. Aber mit Mühe.«

»Kein Wunder. Lirons Schlag könnte Knochen spalten, selbst wenn er dich nicht mit voller Wucht trifft. Das gibt ein paar hübsche blaue Flecken.«

Steyns Kiefer mahlte. In seinem Kopf begannen die Gedanken zu kreisen. Eine Prellung war an sich nichts Ernstes, aber im Turnier bedeutete sie die Niederlage: Sie würde ihn langsam lähmen. Er konnte höchstens noch eine halbe Stunde kämpfen, dann wäre die Schulter so angeschwollen, dass er den Arm nicht mehr bewegen konnte. Es sei denn ...

»Ich hole dir Waisenbeeren«, sagte Brianag unvermittelt. »Du brauchst etwas gegen die Schmerzen. Etwas, was dich durchhalten lässt.«

»Waisenbeeren?« Daran hatte er auch gerade gedacht, aber – »Auf keinen Fall.«

Fast jeder Krieger trug für den Notfall ein Beutelchen der Beeren bei sich, und auf dem Gelände vor der Burg wurden sie unter der Hand verkauft. Waisenbeeren waren winzig wie Käfer, schwarzrot und klebrig. Sie gehörten zu den wenigen Pflanzen, die auch in der Dunkelheit noch gediehen und Früchte trugen, und unter ihrer Süße lag die Bitterkeit der Nacht. »Du glaubst doch nicht, du benutzt sie als Einziger hier?«, fragte Brianag. »Ich habe dir gesagt: Nimm welche mit! Aber du meinstest ja, du bräuchtest sie nicht.«

»Ich muss es aus eigener Kraft schaffen.«

»Wenn sich Liron anständig verhalten hätte, wärest du nicht einmal verletzt. Du musst die nächste Runde gewinnen. Und die danach. Willst du Ritter des Lichts werden oder nicht?«

Steyn hob die Linke und ballte sie langsam und unter Schmerzen zur Faust. Brianag hatte recht. Er konnte sich das hier nicht leisten. Es ging um seinen Traum, um das Ziel, auf das er sein Leben lang hingearbeitet hatte. Dennoch ... »Die Ehre verlangt, dass ein Ritter nur mit seiner Waffe und Rüstung, ohne weitere Hilfsmittel, zum Kampf antritt. Waisenbeeren würden mir einen Vorteil verschaffen, den ich sonst nicht hätte.«

Brianags Gesicht war hart geworden. »Warum bist du so unerbittlich mit dir selbst, Steyn? Was musst du dir beweisen? Oder glaubst du etwa an diese Geschichten, dass man mit Waisenbeeren im Magen weiterkämpft, wenn man in Wahrheit längst tot ist?«

»Bring mir ein frisches Hemd. Und etwas Wasser zum Kühlen. Aus dem Brunnen im Hof ist es am kältesten.«

Sie presste die Lippen zusammen und nickte. »Wie du willst.«

»Beeil dich. Die Auslosung für die zweite Runde fängt sicher gleich an.«

Brianag erhob sich und eilte davon. Steyn lehnte den Kopf an eine Strebe des Zelts, schloss die Augen und atmete tief durch. Von seiner Schulter floss Feuer bis zur Hand hinab. Für den Speer brauchte er beide Arme. Er wusste, sobald er eine Handvoll Waisenbeeren zerkaute, würde er den Schmerz nicht mehr fühlen, nur noch angenehme, züngelnde Wärme. Doch es war nicht nur der unehrenhafte Vorteil, den ein Kämpfer aus der Heilkraft der Beeren zog. Manchmal, wenn Steyn bei den Übungsturnieren gegen einen fähigen Gegner antrat, widerfuhr es ihm, dass irgendetwas seinen Verstand packte und lähmte. Dann schoss ihm die Freude am Kampf glutheiß durchs Blut, und jede Bewegung wurde

zu einem geschmeidigen Tanz, an dessen Ende der Tod wartete, der des Gegners oder sein eigener, einladend wie eine Umarmung. Steyn fürchtete diese Momente, in denen er die Kontrolle verlor und nicht länger er selbst war. Und er sehnte sich nach ihnen. Die Waisenbeeren, das wusste er aus Erfahrung, begünstigten sie.

Als Brianag zurückkehrte, hatte sie ein sauberes Hemd und einen Krug mit frischem Wasser bei sich. Es blieb nur wenig Zeit, die Prellung zu kühlen, doch wenigstens ließ der Schmerz in seiner Schulter nach, und Steyn konnte die Finger leichter bewegen. Brianag löste seinen Brustpanzer, verband die Wunde, zog ihm das Hemd an und befestigte die Rüstung wieder. Ihre Miene war so grimmig und verbissen, dass Steyn fragte: »Alles in Ordnung?«

»Natürlich nicht! Glaubst du, ich will dich todunglücklich sehen, wenn du verlierst? Oder Schlimmeres?«

»Mach dir keine Sorgen.« Er erhob sich. »Es fühlt sich schon viel besser an, dank deiner Hilfe.«

»Also gut. Warte, da war noch was. Dein Speer ...« Sie griff danach und begann, den Knoten des grünen Seidenbands zu lösen.

»Nicht«, sagte Steyn.

Fragend blickte sie ihn an.

»Mir unterläuft derselbe Fehler nie zweimal. Außerdem ... diesmal lasse ich nicht zu, dass mein Gegner das Band auch nur streift.«

Als Steyn das Zelt verließ, ohne ein äußeres Anzeichen seiner Verletzung, lief ein Raunen der Erleichterung durch die Menge. Er hob den Kopf und straffte sich. Inzwischen lag grau gestreifte Dämmerung über dem Kampfplatz und der Burg. Vor dem König versammelten sich die Ritter, die in der ersten Runde den Sieg davongetragen hatten, sechzehn insgesamt. Das Los entschied, wer in der nächsten Partie die Waffen kreuzen würde. Acht Sieger gelangten ins Finale. Doch selbst von den vieren, die zuletzt übrig blieben, würde nur einer für den Orden des Lichts ausgewählt werden – wenn überhaupt.

Steyn durfte keinen Moment nachlassen. Nicht noch einmal.

Er trat zu den übrigen Siegern und ließ den Blick über ihre Wappen und Schilde schweifen. Keine Überraschungen. Diese Krieger kannte er von anderen Begegnungen, und im Kopf begann er sofort die Taktiken durchzugehen, die er gegen sie anwenden musste. Er würde jeden von ihnen besiegen, trotzdem erwarteten ihn schwere Kämpfe.

Nur ein Mann stand abseits, bewaffnet mit einem unförmigen Knüppel. Den Helm trug er unter einem Arm. Zuerst fiel Steyn seine ungewöhnliche Größe auf. Der Mann überragte sogar den hünenhaften Baron zu Greifenwald um einen halben Kopf. Seine Rüstung, eine Kombination aus mehreren Teilen, die offensichtlich nicht zusammengehörten, wirkte rostfleckig, schäbig. Sein Haar war schlampig zu einem dicken Pferdeschwanz zusammengebunden, aus dem sich schon die ersten Strähnen lösten. Es hatte die Farbe von trübem Bier. Steyns Blick blieb an seinem Schild hängen, der kein Wappen zeigte. Stattdessen war ein schwarz-weiß geschecktes Kuhfell darüber gespannt, halb zerfetzt von den Hieben, die es abgefangen hatte. Mit der freien Hand aß der Mann etwas, was aussah wie die gebratenen Hühnerflügel, die an den Ständen vor dem Turnierplatz verkauft wurden. Er wischte sich die fettigen Finger an seinem Umhang ab.

Der Gerber. Steyn hatte ihn schon fast wieder vergessen. Also hatte der König wirklich einen Mann aus dem einfachen Volk zum Turnier zugelassen?

Steyn hegte Zweifel an dieser Entscheidung. Gewiss konnte ein Niedriggeborener, falls er talentiert war, mit der richtigen Ausbildung lernen, hervorragend zu kämpfen. Doch das machte einen Ritter des Lichts nicht aus. Wer gegen die Dunkelheit bestehen wollte, musste die strahlendsten Tugenden in sich vereinen.

Loyalität. Ehre. Selbstlosigkeit. Demut. Erbarmen. Heitere Gelassenheit der Seele. Mäßigung. Anstand. Und nicht zuletzt hingebungsvolle Liebe. Es gab keine Ausnahmen, keine Freiräume, keine Atempausen. Diese Tugenden lagen wie ein Gitter über dem Leben jedes Ritters. Alles, was Steyn tat, alles, was er war, wurde nach ihnen beurteilt, von anderen und zwangsläufig auch von ihm selbst. Er hatte von Kindheit an jeden Tag darum gekämpft, diesem erbarmungslosen Katalog von Anforderungen gerecht zu werden. Er kämpfte noch.

Was wusste ein Gerber von *dieser* Art Kampf, mochte er auch von einem Ritter in der Waffenkunst unterwiesen worden sein?

Der andere Mann schien zu spüren, dass Steyn ihn musterte, denn plötzlich wandte er den Kopf. Doch er schlug nicht den Blick nieder, wie es Steyns Rang verlangt hätte, stattdessen sah er ihn direkt an. Seine Augen waren hell und durchdringend blau. Steyn fühlte sich, als würde jemand ihn packen, der kein Recht hatte, ihn anzurühren. Aber gleich darauf wandte sich der Mann wieder ab, als wäre ihm Steyn komplett

gleichgültig. Den Hühnerflügel, den er gerade abgenagt hatte, ließ er fallen.

»Was tut Ihr da?«, fragte Steyn ärgerlich. »Ihr könnt nicht Euren Abfall vor Seiner Hoheit auf den Boden werfen!«

Ein Grinsen spaltete den struppigen Bart des Gerbers. »Kann ich nicht?« Seine Stimme war so tief, dass Steyn sie wie ein Kratzen in der Brust spürte. »Und wer verbietet mir das?«

»Ihr wisst genau, wer ich bin. Ihr habt mich kämpfen gesehen, wie alle anderen hier.«

»Der Ritter, der sich für den besten hält? ›Flieg, Rabe‹ und all das? Das hübscheste Kerlchen auf dem Platz seid Ihr auf jeden Fall. Aber so, wie Ihr Euch bewegt, habt Ihr Kampf und Menuett verwechselt, fürchte ich.«

Er nagte einen weiteren Hühnerflügel ab. Diesmal fielen die Knochen wie zufällig auf Steyns Stiefel. Der sog scharf die Luft ein, und es kostete ihn größte Mühe, sich zusammenzureißen. Doch er musste auf den nächsten Kampf fokussiert bleiben. Auf keinen Fall würde er sich von seinem Ziel ablenken lassen, Ritter des Lichts zu werden.

Das helle Läuten einer Glocke zog Steyns Aufmerksamkeit auf sich: Die Auslosung hatte begonnen. Die Königin senkte ihre weiße Hand in den Lostopf und reichte dem König die Kapseln mit den Namen der Kämpfer. Er öffnete und verlas laut, wer in der nächsten Runde die Waffen kreuzen würde. Immer mehr Paare traten beiseite. Ungeduldig wartete Steyn darauf, seinen Namen zu hören. Würde ihm das Schicksal den Baron von Greifenwald als Gegner zuweisen? Dessen schwere Axt konnte es mit der Reichweite seines Speers durchaus aufnehmen, machte ihn aber langsam. Oder den Grafen von Eichenlohe? Der war mit seiner schmalen, leichten Klinge ein herausragender Fechter und führte seine Streiche schneller als Steyn die Angriffe mit dem Speer. Doch er würde nicht nah genug an ihn herankommen, um –

»Der Ritter von Rabensteyn und Gavin der Gerber.«

Der Lärm aus dem Publikum schwoll zu einem irrwitzigen Dröhnen und Grölen an. Das war eine völlig andere Geräuschkulisse, als Steyn sie eben bei seinem Kampf gegen Liron von der Aue erlebt hatte. Unvermittelt begriff er: Sie bejubelten nicht *ihn*, jedenfalls nicht alle. Dieses Geschrei war kehliger, wilder. Nicht der Beifall adliger Damen, sondern der des einfachen Volkes. Der Gerber hatte seine eigenen Anhänger mitgebracht.

Steyn unterdrückte ein säuerliches Lächeln. Dann war es wohl seine

Aufgabe, den ungehobelten Kerl in die Schranken zu weisen. Wenigstens machte es die schiere Größe des Mannes leicht, ihn zu treffen. Keine Waffe konnte langsamer sein als dieses Ungetüm von einer Keule, und weder Schild noch Rüstung des Gerbers wirkten stabil. Finesse war von einem solchen Gegner erst recht nicht zu erwarten.

Er trat beiseite, gesellte sich zu den anderen, deren Kampfpartner das Los bereits bestimmt hatte. Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter – die rechte, unverletzte.

»Von Rabensteyn«, sagte die tiefe Stimme des Gerbers zu dicht an seinem Ohr. Jetzt nahm er auch seinen Geruch wahr, erdig, nach feuchtem Leder. Und gebratenem Huhn. »Ich freue mich darauf, zu einem Tänzchen mit Euch anzutreten. Wollen wir?«

Mit einem Ruck streifte Steyn die Hand ab und kehrte dem Mann den Rücken zu.

Brianag trat an ihn heran, behauptete, seine Rüstung noch einmal überprüfen zu müssen, und zog ihn beiseite, bevor er den Kampfplatz betreten konnte. »Du darfst nicht antreten. Nicht gegen den Gerber. Nicht in deinem Zustand.«

Hilflos fuhr sie sich mit beiden Händen durchs Haar. Schon jetzt war sie zerzaust. »Es geht mir gut«, sagte Steyn.

»Tut es nicht. Deine Hand zittert.«

»Dieser Gerber kann mir nichts anhaben.«

»Steyn, ich kenne dein Geschick, aber dieser Mann ist kein Ritter. Die ungeschriebenen Regeln eines Turniers sind ihm fremd. Er wird einen unterlegenen Gegner nicht schonen. Wahrscheinlich kann er das gar nicht, selbst wenn er wollte. Wenn diese Keule dich einmal trifft, stehst du nicht so schnell wieder auf.«

»Ein unterlegener Gegner?«, wiederholte Steyn mit einer Mischung aus Spott und Ärger. Ihre Besorgnis rührte ihn, doch er empfand sie auch als Geringschätzung seiner Fähigkeiten.

»Deine Schulter ...«

»Er mag stärker sein als ich. Aber das ist schon alles. Ich habe dir gesagt, ich muss gewinnen, und ich werde gewinnen. Jetzt bleib zurück. Der Kampf fängt gleich an.«

DER GERBER



ittlerweile hatte sich Dunkel über die Tribüne und die Wiese gelegt. Fackeln tauchten den Kampfplatz in ihr rotes, bebendes Licht. Steyn stand da, den Speer mit beiden Händen umfasst, die Beine fest am Boden, und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Selbst wenn es ihm gelang, das Geschrei der Zuschauer für einen Moment zu ignorieren, spürte er ihre Unruhe durch die Sohlen der Stiefel hindurch. Da draußen gab es welche, die wider alle guten Sitten mit den Füßen trampelten. Dem Beben des Bodens nach zu urteilen, nicht einmal wenige. Bildete er es sich ein oder rief tatsächlich jemand: »Zieh ihm die Haut ab, Gerber«? Zum ersten Mal war er froh über seine eigenen Anhänger, die mit »Flieg, Rabe, flieg« dagegenhielten.

Er konzentrierte sich auf den Gegner. Der Mann hatte den Helm jetzt aufgesetzt. Anstelle eines Helmbuschs hing mit der Anmut eines nassen Lappens ein schwarz-weiß gefleckter Lederstreifen davon hinunter. Das

Visier war zugeklappt, sodass Steyn seine Augen nicht mehr sah. Was er auf den ersten Blick für einen Knüppel gehalten hatte, entpuppte sich bei näherem Hinsehen als ein mächtiger, stachelgespickter Streitkolben.

Diesmal grüßte Steyn den Gegner nicht.

Der Schiedsrichter senkte seine Fahne zum Zeichen, dass der Kampf begann. Noch im gleichen Augenblick stürmte der Gerber brüllend auf Steyn zu und schwang seine Waffe. Ein Aufschrei aus vielen Kehlen.

Steyn sprang zurück, und der Hieb ging ins Leere. Auf keinen Fall durfte er sich wieder an den Rand drängen lassen. Während der Schwung seiner Attacke den Gerber nach vorn zog, setzte Steyn an ihm vorbei und griff ihn von der Seite an. Für den Augenblick betäubte die Aufregung jeden Schmerz. In einer fließenden Bewegung stieß er den Speer vor, dass das Band wehte und sich anmutig kräuselte. Doch rascher, als er für möglich gehalten hatte, schnellte der Gegner herum und riss den Schild hoch. Steyns Speer traf das Kuhfell und bohrte sich tief in das zähe Holz darunter. Als der Gerber zurückwich, wurde Steyn die Waffe fast aus der Hand gerissen. Mit einem heftigen Ruck bekam er sie frei – und das Kuhfell gleich mit. Es hing von der Spitze seines Speeres hinunter wie ein aufgespießter Kadaver und brachte ihn völlig aus dem Gleichgewicht. Steyn taumelte, schüttelte die Waffe, doch er wurde das verdammte Ding nicht los.

»Oho, der Ritter von Rabensteyn hat einen toten Ochsen gefangen!«, rief der Gerber und zeigte dem Publikum seinen nackten Schild.

Geschrei und Gelächter antworteten ihm. Endlich gelang es Steyn, das Kuhfell von der Speerspitze zu streifen. Mit einem Tritt beförderte er es beiseite.

»Kommt, Ritter, kommt her!«, lockte der Gerber. »Ich hab gehört, Ihr sollt Euch in Büchern vergraben, wenn Ihr Euch nicht gerade im Kampf übt. Kein Bier, kein einziges Mädchen. Ein Jammer! Aber ich hab hier ein Mädchen, das verdammt gut küsst – ein Kuss, und die Welt explodiert in Sternen.« Er hob seinen Streitkolben.

Spötteleien wie diese standen einem Ritter nicht an, und sie waren Steyn bisher nie begegnet. Er wollte die Worte nicht hören, aber sie krochen ihm in den Kopf, hakten sich in seine Brust und rührten etwas in ihm auf.

Etwas Bissiges.

Beherrsich dich! Er würde nicht so töricht sein, blindlings auf ihn loszustürmen. Stattdessen verzog er die Lippen zu einem angestrengten Lächeln. »Nur ein Feigling kämpft mit Worten.«

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, da sprang der Gerber plötzlich hoch empor und setzte auf Steyn zu. Seine Waffe sauste durch die Luft. Hastig wich Steyn zurück. Er hatte geglaubt, sich außerhalb der Reichweite zu befinden, doch der Schlag traf ihn – riss ihn von den Füßen, schleuderte ihn davon.

Er lag auf dem Rücken und rang nach Atem. Das Rauschen in seinen Ohren vermischte sich mit den Schreien des Publikums. Vor seinen Augen flirrte es. Beinahe hätte er den Speer losgelassen. Es dauerte ein, zwei mühsame Atemzüge, bis er begriff, dass er nicht ernsthaft verletzt war. Der Streitkolben hatte ihn nur gestreift, der Brustpanzer die Wucht des Schlages abgefangen. Jetzt aber sah er den Gegner auf sich zustürzen, um ihm den Rest zu geben. Ein Anblick, als wolle ihn ein Fuhrwerk überrollen.

In diesem Moment begriff Steyn, dass Brianag recht gehabt hatte: Er befand sich in einem Kampf auf Leben und Tod. Auch die Zuschauer schienen es zu wissen. Ihre Rufe klangen wild, fast panisch. Oder war das ... Blutdurst?

Er rollte herum, kurz bevor die Waffe niederfuhr, stieß den Speer in den Sand und stützte sich darauf, um leichter auf die Beine zu kommen. Ein Stich durchfuhr seine Schulter, als sich die Prellung wieder bemerkbar machte. Der Gerber verfehlte ihn knapp, deutlich spürte er den Luftzug des Angriffs. Der Schlag des Streitkolbens dröhnte auf dem Boden, wirbelte Sand auf. Steyn nutzte den kurzen Moment, in dem sich der Mann nach seiner wuchtigen Attacke aufrichtete, um sich mit dem Speerschaft vom Boden abzustößeln und hinter seinen Rücken zu springen.

Ein Schrei aus vielen Kehlen: »Flieg, Rabe!«

Steyn konnte wieder atmen. Sein Blick tastete die Rüstung des Gerbers mit ihren zahlreichen Rostflecken ab. Kurzentschlossen warf er sich nach vorn. Die Speerspitze zielte auf eine brüchige Stelle unterhalb der linken Achsel. Er war sich bewusst, dass der Angriff den Gegner ernsthaft verletzen würde, wenn er traf. *Verdient*. Er selbst wäre tot, hätte er die volle Gewalt des Streitkolbens gekostet.

Doch wieder hatte er die Gewandtheit des Gegners unterschätzt. Der Gerber schnellte zur Seite, und Steyns Speer glitt an seiner Rüstung ab, fuhr ihm unter dem Arm hindurch. Er wollte zurückweichen und erneut angreifen, aber etwas hielt den Speer fest.

Nein, jemand. Der Gerber hatte seinen Schild fallen lassen und umfasste mit seiner behandschuhten Faust den Schaft der Waffe unter-

halb der Spitze. Steyn zerrte mit aller Kraft, doch er bekam den Speer nicht frei.

Das war unmöglich. Niemand konnte so stark sein – und so wahn-sinnig – ein solches Manöver zu ersinnen und auch noch erfolgreich anzuwenden.

Die Ränge tobten. Sogar der Adel auf der Tribüne war aufgesprungen.

Der Gerber rammte den Speer so heftig zurück, dass der Ruck Steyn beinahe umstieß. Um nicht vom Schaft seiner eigenen Waffe niedergestoßen zu werden, musste er loslassen. Langsam wandte sich der Gerber zu ihm um, den Streitkolben in der Rechten, den ehrwürdigen Speer von Steyns Vater in der Linken. Ja, er führte ihn allen Ernstes nur mit einer Hand. Sein Helm verbarg das Grinsen, aber Steyn spürte es.

Er hatte verloren. Ohne Waffe blieb ihm nur, den Angriffen auszuweichen. Das konnte er eine Weile durchhalten, bis ihn die Prellung kampfunfähig machte, nur wozu?

Gib auf. Die Hand heben, ein Blick zum Schiedsrichter – es war einfach. Er würde kein Ritter des Lichts sein, aber leben. Und irgendwann würde der Spott darüber verstummen, dass der Fliegende Rabe, der Tänzer des Todes, gegen den Sohn einer Gerberin verloren hatte.

Sein Blick fiel auf den Schaft des Speeres. Er war feucht von Blut. Von der Faust, die ihn umklammerte, krochen dunkle Rinnsale bis zur Spitze, darunter fleckten schwarze Tropfen den Sand. Bei seinem Angriff eben musste er die Hand des Gegners getroffen haben. Unfassbar, dass er sie noch immer benutzen konnte. Dennoch war er verletzt, und bald würde die Wunde heftig schmerzen und der Blutverlust ihn schwächen.

Steyn beschloss, nicht aufzugeben. Er wartete, umkreiste den Mann, verfolgte jede seiner Bewegungen. Der Gerber benutzte nicht nur seinen Streitkolben, sondern stieß auch mit dem Speer zu. Aber rasch wurde offensichtlich, dass er einen Fehler begangen hatte: Der lange Speer behinderte ihn, und seine Attacken hatten ihre vernichtende Wucht verloren. Nicht nur das, sie wurden ungenau. Bald hörte Steyn, wie sich der Atem des Gegners veränderte: Keuchend drang er unter dem Helm hervor. Das verriet Schmerz, vielleicht auch erste Erschöpfung.

Steyn wartete einen weiteren Angriff ab, wich aus, sprang erneut hinter den Mann und umfasste den Speerschaft von hinten mit beiden Händen. Das Zupacken fiel ihm schwer; der linke Arm begann von den Fingerspitzen her taub zu werden. Dennoch riss er den Speer mit aller Kraft zurück. Der Ruck ließ frisches Feuer durch seine Schultern

und Arme schießen. Die Faust des Gerbers glitschte über den blutigen Schaft bis zur Spitze. Die Widerhaken zerrissen den Handschuh, die Hand. Endlich löste sich der Griff des Gegners, und Blut spritzte auf seine Rüstung und in den Sand.

Der Gerber brüllte und taumelte rückwärts. Seine Stimme wurde beinahe verschlungen vom Applaus, der über den Platz toste.

Steyn hatte seine Waffe wieder. Bevor sich der Gegner fing, trieb er ihn mit mehreren schnellen Stößen vor sich her. Die rot glühende Erregung durchflutete ihn, die er sein Leben lang gescheut und ersehnt hatte. Jetzt hieß er sie willkommen. Sein Atem ging leicht, seine Füße glitten über den Sand, und der Speer gehorchte seinem Willen, als wäre er Teil des eigenen Körpers. So gut, so lebendig. Er spielte mit dem Feind, tänzelte um ihn herum, griff von der einen, der anderen Seite an. Der Gegner schwankte. Die verletzte Hand hatte er zur Faust geballt, doch noch immer blutete er heftig. Nicht mehr lange, und er würde so langsam sein, dass sich Steyn nur eine Schwachstelle in der Rüstung auszusuchen brauchte. Der Speer würde sie durchbrechen wie eine schadhafte Mauer und in den Körper des Mannes eintauchen. Ein Leben zu nehmen, war eine persönliche Sache. Nach der Demütigung, die ihm der Gerber angetan hatte, würde er es gründlich erledigen.

Seine Stimme klang in den eigenen Ohren wie der Schrei eines Raben. Sie wurde Teil der Menge, als er zum letzten Angriff auf den Gegner zustürmte. Dort, der Rostfleck am Hals, wo Helm und Rüstung aufeinandertrafen. Die Speerspitze war seine Hand. Sie durchschnitt die Nacht, eine gnadenlose, schwarzsilbrige Linie.

Dann, unvermittelt, drückte ein Gewicht auf Steyns Brust, zerrte an seinen Gliedern. Das Atmen fiel ihm plötzlich schwer, und in seinem Kopf, in seinen Händen und Beinen, vor allem aber in der linken Schulter, überall erwachte pochender Schmerz.

Seine Kraft war aufgebraucht. Die Verletzung, die er für kurze Zeit vergessen hatte, schwächte ihn endgültig.

Steyn brach die Attacke ab und zog sich ein paar Schritte zurück, denn ihm war schwindelig, und die massige Gestalt des Gegners wurde zu einem Schemen. Der Speer wog schwerer als üblich. Zu schwer, um ihn länger zu halten.

Nur noch ein Angriff!

Doch mit der Stärke, die ihm der Kampfrausch geschenkt hatte, verlor er auch etwas anderes. Der Gedanke, dem Gerber seinen Speer durch

den Körper zu rammen, verursachte ihm auf einmal Übelkeit. Und ein Bild schob sich vor seine Augen, das er stets gehofft hatte zu vergessen: ein hilfloser Junge in einer Wandnische. Eine Speerspitze fuhr auf ihn zu, schwarzrot, ohne Gnade.

Er hatte zu lange gezögert. Mit einem wilden Sprung setzte der Gerber ihm nach. Seine Keule traf ihn mit voller Wucht gegen die verwundete Schulter, schmetterte ihn nieder. Steyn landete rücklings im Sand. Wirre gelbrote Muster flackerten vor seinen Augen, der Schmerz nahm ihm den Atem. Einen Moment später schob sich der Helm des Gegners in sein Gesichtsfeld, das Visier jetzt hochgeklappt. Da war wieder das Grinsen.

Geschrei sauste in seinem Schädel. Es klang fern und unwirklich.

»Gebt Ihr auf, Rabensteyn?«

Der Gerber hockte sich auf ihn, presste ihn mit dem ganzen Körpergewicht nieder. Steyn ächzte. Doch auch wenn ihm der linke Arm nicht mehr gehorchte – der rechte tat es, und es gelang ihm, den Speer hochzureißen. Eine heftige, verzweifelte Bewegung, und die Spitze durchstach die Rüstung des Gegners am Hals, dort, wo der Rost das Metall mürbe machte. Vor der Kehle hielt sie inne. Der Gerber schnappte nach Luft und erstarrte.

»Ich verliere nicht gegen Euch, Abschaum!«, presste Steyn zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus. »Ihr werdet aufgeben!«

»Ich kenne mich mit dem Tod aus.« Ein dünner Blutfaden kroch unter dem Helm des Gerbers hervor. Sein Grinsen verschwand nicht. »Ich habe keine Angst vor ihm.« Steyn spürte den Atem des Mannes im Gesicht. »Los, bringt es zu Ende, Rabensteyn, wenn Ihr den Mumm habt!«

Steyn schluckte. Er rührte sich nicht.

Das Grinsen des Gerbers wurde breiter. »Der Speer Eures Vaters, he?«, sagte er so leise, dass nur Steyn es hören konnte. »Man sagt, Euer Vater fiel an die Dunkelheit. Er habe Zweifel gehabt an der Mission des Lichts. Seine Entschlossenheit hatte einen Makel, einen Sprung. Ihr seid offenbar ...« – Ein zittriges Einatmen – »... so wie er. Sonst würdet Ihr jetzt nicht zögern.«

Erneut fühlte Steyn die Flamme des Zorns in sich auflodern, doch obwohl sich seine Hände fester um den Speer verkrampften – er konnte es nicht. Im selben Moment legte sich die blutnasse, warme Faust des Gerbers an seine eigene Kehle, drückte langsam zu. Eine metallene Rüstung hätte ihn geschützt. Das Leder gab dem Druck nach.

»Ich will Euch auch nicht töten.« Die Stimme des Mannes klang rau.

Erschöpfung lag darin, Wut und anderes, was Steyn nicht zuordnen konnte. »Aber das werde ich, wenn Ihr mich dazu zwingt. Gebt auf, jetzt!«

»Nein!«

Sie verharrten, reglos, keuchend. In den Augen des Gerbers glomm der rote Widerschein der Fackeln. Aus seinem Grinsen war eine Grimasse der Qual geworden. Der Moment dehnte sich. Steyn war zumute, als würde er seit Stunden hier liegen, eins mit dem Feind, jede ihrer Bewegungen der Tod des anderen. Als hätte es nie etwas gegeben als dies.

Plötzlich drängte sich eine Hand zwischen sie, schob den Schaft des Speeres zurück. Zugleich löste sich der Griff um Steyns Hals.

»Unentschieden!«, verkündete die Stimme des Schiedsrichters.

Im ersten Moment verstand Steyn nur, dass der Kampf vorüber war, dass weder er noch der Gerber heute sterben würden. Es erfüllte ihn mit tiefer Erleichterung.

Dann begriff er, was ›Unentschieden‹ bedeutete. Nur der Sieger gelange eine Runde weiter. Und in diesem Kampf gab es keinen Sieger.

Er hatte versagt.

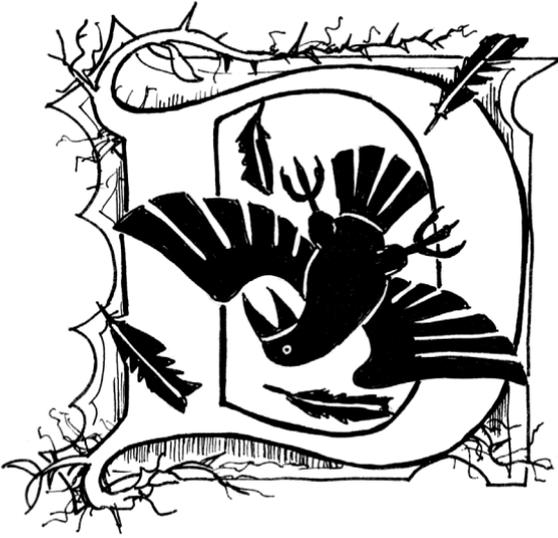
Der Gerber rollte von ihm hinunter. Seine Schultern hoben und senkten sich heftig. Schwerfällig stemmte er sich hoch, hob seinen Schild und das ramponierte Kuhfell auf und stapfte davon, ohne Steyn noch einmal anzusehen. Er hinterließ eine dunkle Tropfenspur im Sand.

Steyn versuchte aufzustehen, aber es ging nicht. Er bekam keine Luft, und vor seinen Augen schwammen Nebelflecken. Obwohl sie fort war, fühlte er die Hand des Gerbers an der Kehle. Vor ihm spielten sich wieder und wieder die letzten Momente des Kampfes ab.

Er hätte nur zustoßen müssen. Und – schlimmer – fast *hätte* er es getan.

Gleichgültig. Es war vorbei. Die einzige Gelegenheit, Ritter des Lichts zu werden, hatte er ruiniert, ob aus Dummheit oder Schwäche.

Erst als zwei Männer mit einer Trage auf ihn zuliefen, wurde ihm bewusst, dass er noch immer am Boden lag und den Fortgang des Wettkampfes behinderte.



ie Trage wurde am Rand des Kampfplatzes abgestellt. Benommen wickelte sich Steyn aus der Decke, so gut es mit nur einer Hand möglich war.

»Liegenbleiben, Ritter!«, schnauzte ihn eine unbekannte Stimme an. Er hatte erwartet, Brianags tröstlich-vertrautes Gesicht zu sehen. Stattdessen blickte er in die grimmige Miene eines schnauzbärtigen Mannes. Wahrscheinlich einer der königlichen Heiler, die beordert worden waren, sich um die Verwundeten zu kümmern. »Wie viele Finger zeige ich?«

Steyn blinzelte. Schwer zu erkennen. »Wo ... wo ist Brianag vom Sturmsee?«

Er erhielt keine Antwort. Grobe Hände nahmen ihm die Rüstung ab, tasteten über seine linke Schulter und den Arm. Steyn biss die Zähne zusammen und unterdrückte ein Keuchen. »Ihr habt Glück«, befand der Heiler mit mürrischer Stimme, »nur ein glatter Bruch,

wie's scheint. Könnte ebenso zertrümmert sein. Am besten kaut Ihr ein paar Waisenbeeren.« Er reichte ihm einen Beutel.

»Steyn!«

Brianags Stimme. Sie hastete auf ihn zu. »Wie geht es dir?« Er konnte ihr Gesicht nicht erkennen, denn sie hatte sich eine Kapuze übergestülpt. Das tat sie sonst fast nie. Während Steyn nach Worten suchte, erwiderte der Heiler an seiner Stelle: »Wir kümmern uns um ihn, meine Dame.«

»Steht es schlimm um ihn? Er wurde so hart getroffen ...«

»Er wird wieder gesund, aber er braucht einige Wochen Ruhe. – Liegenbleiben, Ritter, sag ich. Wir richten den Knochen.«

Den Mund voller klebrig-süßer Waisenbeeren, den linken Arm in der Schlinge, den rechten um die Schulter eines Escha-Akolythen gelegt, der ihn stützte, quälte sich Steyn die gewundene Treppe zum Turmzimmer hinauf. Der Heiler trug sogar seinen Speer, da er selbst keine Kraft dazu hatte. Doch gerade jetzt war er dankbar für die Erschöpfung und Benommenheit, die jeden Schritt schwer machten und sich über seinen Geist breiteten wie eine Decke. Er wollte nicht mehr denken, nicht fühlen. Er wollte sich nur hinlegen.

Fackeln, die in den Wandnischen knisterten, verwandelten ihre Schatten in unwirkliche, langgezogene Gestalten. Vor den Fenstern herrschte Nacht, draußen gingen die Kämpfe weiter. Bis hierher drang der ferne Widerhall von Geschrei und Applaus. Sie feuerten jetzt irgendjemand anderen an. Jemanden, der vielleicht in einem halben Jahr die Rüstung der Ritter des Lichts tragen würde. Wer es sein würde, interessierte Steyn nicht. Er nicht; das allein zählte. Er hatte kein Verlangen danach, die restlichen Kämpfe zu sehen, und seine Verletzung gab ihm die Entschuldigung, die er brauchte, um sich zurückzuziehen.

Er erinnerte sich nicht, wie sie ins Zimmer gelangten. Der Feuerchein der Fackeln schien fleckigen Nebel zu sprühen. Vor seinen Augen wurde es erst wieder etwas klarer, als er auf dem Bett saß, den Rücken an die Wand gelehnt. Der Priester war fort, und Brianag drückte ihm einen Becher Tee in die Hand.

»Hier, trink. Das wird dir helfen zu schlafen. Morgen fühlst du dich besser.«

Er erkannte den Geschmack der getrockneten Kräuter. Diesen

Tee hatte auch Brianags Mutter für ihn zubereiten lassen, wenn ihn wieder einmal Albträume heimsuchten.

»Wo warst du denn nach dem Kampf?«, fragte er. Seine Zunge bewegte sich nur träge.

»Ich wollte ... ich bin nicht zu dir durchgekommen.«

»Was meinst du damit?«

Sie wandte sich rasch ab. Doch im Licht der Öllampe, die sie auf den Tisch gestellt hatte, bemerkte er die langen, blutigen Kratzer, die sich unter der Kapuze über ihre Wange zogen.

»Was ist das?«

»Nichts. Ich war bloß unvorsichtig. Bin in eine Gruppe Hofdamen hineingeraten.«

»Hofdamen?«, wiederholte Steyn verständnislos.

»Die mögen mich nicht besonders. Nehmen es mir wohl krumm, dass ich die Ehre deiner Nähe so häufig genießen kann.« Sie lachte zittrig. »Steyns kleine Hure nennen sie mich. Na, wenn sie wüssten, was für ein Sauertopf du üblicherweise bist, würden sie das nicht sagen.«

»Sie tun was?« Er hatte keine Ahnung gehabt. »Wo sind diese Frauen?«

Sie legte ihm die Hand auf die unverletzte Schulter und drückte ihn sanft zurück, als er den Becher abstellte und sich aufrichten wollte. »Bleib sitzen. Ist doch nichts passiert.«

Wie konnte sie das einfach schlucken? »Diese Kratzer sehen übel aus. Jemand sollte sich darum kümmern. Hast du Salbe?«

Jetzt lachte Brianag. »Ach, Steyn, Du hast gerade andere Sorgen, bei den Göttern. Aber das ist lieb von dir, wirklich lieb.«

»Es tut mir leid, dass du das meinetwegen erdulden musstest.«

»Um mich geht es hier nicht.«

»Ich ... habe alle enttäuscht. Auch die Königin.« Düster betrachtete er den Speer, der an der Wand lehnte. Das ehemals grüne Band war braunfleckig von getrocknetem Blut.

»Die Königin? Steyn, *du* musst untröstlich sein! Du hast all die Jahre so hart an deinen Fähigkeiten gearbeitet, um diesen Kampf zu gewinnen, und jetzt – ich wollte, ich könnte irgendetwas für dich tun.«

Zum Glück versuchte sie nicht, ihn damit aufzumuntern, dass sein Gegner herausragend gekämpft hatte, sodass er gar nicht hätte gewinnen können. Steyn war noch nie einem so wahnsinnigen, tollkühnen Mistkerl, einer so furchteinflößenden Naturgewalt begegnet wie Seiner

Gnaden vom gefleckten Kuhfell. Aber er, ein von Rabensteyn, Sohn eines Lichtritters, hätte ihm dennoch gewachsen sein müssen.

»Es ist wieder passiert«, sagte er leise. »Ich habe mich ... in dem Kampf verloren.«

»Ich weiß. Ich habe es gesehen, an deinen Bewegungen. Als würdest du selbst zu deinem Speer werden.«

»Ich wusste, ich musste den Gerber töten, um den Kampf zu gewinnen. Die Gelegenheit hatte ich. Und ... fast hätte ich es getan.«

Brianag setzt sich neben ihn aufs Bett. Ihre Finger streiften seine Hand. »Niemals. Du bist ein guter Mensch.«

Steyn schloss die Augen und dachte an das Gefühl gnadenlosen Vergnügens, das ihn erfüllt hatte, an das Verlangen, dem Feind die Speerspitze in den Hals zu stoßen. Jetzt empfand er Scham bei der Erinnerung. »Ich bin mir nicht sicher.«

»Aber ich.«

Sie beugte sich zu ihm hinüber und küsste ihn leicht und sanft auf den Mund. Das war das Letzte, womit er gerechnet hatte. Erschrocken sog er die Luft ein.

Brianag zog sich ein wenig von ihm zurück. »Tut mir leid. Ich bin ... schrecklich dumm.«

Steyn sah sie an. Zerzaust, zerkratzt, unglücklich. Ihre Augen schimmerten feucht im Licht der Öllampe. Er kannte keine Frau so lange wie Brianag. Jetzt, an diesem schwarzen Abend, da sich niemand sonst mehr für ihn interessierte, war sie wie immer da. Sie wollte ihn trösten. Sollte er es nicht zulassen?

»Du ... du hast mich ... nur überrascht. Ist schon gut.«

Sie zögerte. »Dann darf ich dich noch einmal küssen?«

Er erwiderte nichts, zog sich aber auch nicht zurück, und sie tat es. Diesmal lag etwas wie Ungeduld in ihrem Kuss. Eine Aufforderung, erst sacht, gleich darauf nachdrücklicher. Ein Lied ging Steyn durch den Kopf:

*Nachtigall, lass deine kunstreiche Stimme ertönen
für meine edle Dame!*

*Verkünde ihr, dass mein kühner Sinn und mein Herz brennen
nach ihrem betörenden Kuss und ihrer Liebe.*

*Denn keine Tugend schmeckt so süß wie diese:
ihr zu dienen und in ihrer Umarmung zu versinken ...*

So verlangte es die ritterliche Tugend der hingebungsvollen Liebe, so sangen es die Barden, und die Verliebten taten es ihnen nach. Die Worte waren überall im Königreich bekannt. Lieder wie dieses sprachen von einem Kuss, als würde einem Mann durch die Lippen einer Frau die Seligkeit zuteil. Steyn aber fühlte nicht einmal das Bedürfnis, den Kuss zu erwidern.

Ich habe mich immer bemüht, allen Tugenden zu entsprechen, dachte er, aber auch darin habe ich versagt.

Brianag rückte ein wenig von ihm weg. »Tu ich dir weh?«

»Nein, ich ... will allein sein. Bitte.«

Sie fuhr sich mit der Hand durch die Haare und presste die Lippen aufeinander. »Du musst völlig erledigt sein. Was denke ich mir eigentlich?« Hastig stand sie auf, zog sich wieder die Kapuze über den Kopf und ging im Zimmer auf und ab. Die Absätze ihrer Stiefel klackten hell und hart auf dem Holzboden. »Ich lasse dich jetzt in Ruhe. Wenn du einverstanden bist ... denken wir beide morgen nicht mehr daran. Schlaf gut, Steyn.«

Steyn fühle sich so zerschlagen wie noch nie, trotzdem konnte er nicht einschlafen. Nur zu deutlich erinnerte er sich an die Worte des Gerbers, als er mit seinem ganzen Körpergewicht auf ihm gehockt, ihn und seinen Vater beleidigt hatte. Es hatte ihn zornig gemacht. Im Nachhinein machte es ihn hilflos. Sein Vater war an die Dunkelheit gefallen, ja, aber gewiss hatte er niemals an der Mission des Lichts gezweifelt. Ebenso wenig, wie Steyn jemals daran zweifeln würde.

Ab und zu patrouillierten Wachen in den Gängen. Der Schein ihrer Fackeln fiel unter der Tür hindurch. Auf diese Momente wartete er, denn sie boten eine Abwechslung von der tintenschwarzen Dunkelheit, die auf ihm lastete. Noch am Morgen hatte er geglaubt, das Turnier zu gewinnen. Was für ein Narr war er gewesen!

Was sollte er jetzt tun? Der Gedanke, trotz der Niederlage weiter am Hof zu bleiben, schnürte ihm die Kehle zu. Sollte er nach Hause zurückkehren, in die einsame Burg seines Vaters, zu seinen Studien? Was konnte er damit schon ausrichten?

Zu alldem kamen die Schmerzen. Längst hatte die Wirkung der Waisenbeeren nachgelassen, die ihm der Priester gegeben hatte. Steyns linke Körperhälfte schien in Flammen zu stehen. Unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Schließlich setzte er sich auf – das war etwas besser –

und strich sich das verschwitzte Haar aus der Stirn. Wahrscheinlich bekam er Fieber.

Er wollte mit jemandem sprechen, in ein lebendiges Gesicht sehen. Brianag war in der Kaserne am Fuß des Turms untergebracht. Er brauchte nur einen Bediensteten zu ihr zu schicken, sie herbestellen –

Und dann?

Nein. Das würde er nicht tun.

Als er begriff, dass der Schlaf nicht kommen würde, quälte er sich aus dem Bett, legte vorsichtig den Umhang um die unverletzte Schulter und entzündete mit zitternder Hand eine Lampe. Er setzte sich an den Schreibtisch, öffnete das Buch, das er zuletzt gelesen hatte, und vertiefte sich in den Text. Das lenkte ihn wenigstens ab. Doch er ahnte, das Übel, die Umarmung der Nachtmutter, würde er nur verstehen und bekämpfen können, wenn er in die Dunkelheit zog – als Ritter des Lichts. Das blieb ihm jetzt verwehrt.

Innerhalb eines einzigen Tages hatte sein Leben den Sinn verloren.